Die elektrischen Uhren auf der Wiener Weltausstellung

Die Verwendung der Electricität zur Zeitmessung ist — bei der, wie man anfangs glaubte, unendlich großen und, wie wir heute wissen, jedenfalls überflüssig großen Geschwindigkeit des Stromes — ein natürlicher Gedanke, den man auf die vielfältigste Weise zu verwirklichen gesucht hat. Und in der That hat diese Anwendung der Electricität der Wissenschaft schon die bedeutendsten Dienste geleistet und — wie wir sehen werden — hat das Problem der electrischen Uhren auch eine für das praktische Leben nicht unwichtige, wie es scheint, befriedigende Lösung gefunden. Uebrigens zahlt die Electricität mit den Diensten, die sie der Uhrmacherei leistet, nur zum Theil die wichtigsten Dienste heim, welche die letztere der Telegraphie, dieser bedeutendsten Anwendung der Electricität, geleistet hat. Denn nicht nur sind viele der bedeutendsten Telegraphen-Konstrukteure ursprünglich Uhrmacher — wir erwähnen nur Breguet und Hipp — sondern im Grunde enthält jeder Telegraphen-Apparat ein Uhrwerk als einen wesentlichen Bestandtheil.

Ehe wir die auf der Ausstellung befindlichen electrischen Uhren besprechen, sei es gestattet, einige prinzipielle Bemerkung enüber die richtige Verwendung der Electricität auf diesem Gebiete zu machen; denn man ist, wie uns scheint, bei Lösung des Problems der electrischen Uhren auf mancherlei Abwege gerathen, weil das Problem nicht richtig formulirt war.

Als die Entdeckung des Electromagnetismus eine ganze Welt neuer Anschauungen erschlossen hatte, geschah es — wie so oft in der Geschichte der Technik und Wissenschaft — daß man die praktische Bedeutung dieser neuen Welt nicht sowohl übertrieb, als vielmehr in einer falschen Richtung suchte. So glaubte man unter Anderem eine neue Kraft entdeckt zu haben, welche — mit ihrem anfangs noch geheimnißvollen Ursprunge — sich zu vielfachen technischen und industriellen Zwecken mit Nutzen anwenden zu lassen schien. Man ersann allerhand Maschinen, bei denen die Electricität als Motor diente. Bald aber zeigte die Praxis und später auch die Theorie, daß diese Kraft an zwei üblen Schwächen leidet: sie ist eine der variabelsten und — kostspieligsten. Das brach den electro-dynamischen Maschinen bald den Hals, und man beschied sich, die Electricität ihrem Wesen gemäß zu verwenden, d. h. überall da, wo es auf eine fast momentane Transmission einer Wirkung auf beliebige Entfernung ankommt.

Doch begegnet man immer noch hin und wieder auf gewissen Gebieten der Technik dem Bestreben, die Electricität als Kraft zu benutzen, so z. B. bei einer gewissen Art electrischer Uhren. Bekanntlich dient als bewegende Kraft entweder, wie bei den Pendeluhren, die Schwere, oder, wie bei den Taschen- und Marine-Uhren, die Elasticität einer Feder. Diese beiden Kräfte haben die unschätzbaren Vorzüge, daß sie nichts kosten — wir meinen natürlich ihre Unterhaltung — und daß sie äußerst konstant sind, so daß sie mit Hilfe des Regulators — sei es des Pendels, sei es der Unruhe — eine fast absolut regelmäßige Bewegung erzeugen. Und doch versucht man immer wieder, sie ab- und durch die kapriciöse Electricität zu ersetzen. Und aus welchem Motiv? Um sich der Mühe zu entheben, die Uhr alle Tage oder jede Woche, oder jeden Monat aufzuziehen. Ist das wirklich ein ernstgemeinter Vortheil? Muß man doch die Batterie in Stand halten, was jedenfalls ein unangenehmeres Geschäft ist.

Auf der Ausstellung befinden sich mehrere solcher electrischer Uhren, bei denen der Strom direkt als motorische Kraft wirkt. So finden wir in der österreichischen Abtheilung eine electrische Uhr ausgestellt, bei welcher der gelehrte Erfinder einen der wesentlichsten Uebelstände dieser Uhren, die allmälige Oxydirung der Kontakt-Funken, auf sinnreiche Weise vermieden hat, indem er durch einen Neben-Kontakt den Extrastrom ableitet. Doch ist auch für diese Uhr leider, das Wesentliche nicht nachgewiesen, daß sie nämlich an Regelmäßigkeit des Ganges es den anderen astronomischen Uhren gleichthue. Und offen gesagt, auf langjährige Erfahrungen gestützt, bezweifeln wir dieß; denn wo immer dem Pendel selbst die Funktion des Kontaktschlusses auferlegt wird, zeigt die Erfahrung eine mindere Genauigkeit des Ganges, und es sollte nachgerade als Axiom gelten, diese Arbeit nie dem Pendel, sondern stets einem besonderen Räderwerk aufzubürden.

In der schweizerischen Ausstellung finden wir eine andere Art selbstgehender electrischer Uhren, welche die Eigenthümlichkeit haben, daß zur Unterhaltung ihres Ganges nur ein absolutes Minimum von Electricität verwendet wird; durch eine geistvoll ersonnene Auslösung nämlich wird der Strom nur dann geschlossen, wenn die Schwingungsweite des Pendels unter eine gewisse Grenze sinkt, wo alsdann das Pendel, was an seinem unteren Ende den Anker trägt, von dem darunter befindlichen Electro-Magnet den Impuls erhält. Aber auch hier gilt dasselbe Bedenken; Professor Wolf in Zürich wenigstens, der eine solche Uhr auf seiner Sternwarte besitzt, kommt zu dem Resultate, daß die Variation ihres Ganges mehrere Zehntel-Sekunden beträgt, während wir sahen, daß bei den besten astronomischen Gewichts-Uhren diese Variation nur einige Hundertstel-Sekunden ausmacht.

Ganz neu ist auf der Ausstellung der Versuch, den electrischen Strom als motorische Kraft für einen Marine-Chronometer zu verwenden. Der begabte und vielversprechende junge Künstler, welcher dieses Instrument in der russischen Abtheilung ausgestellt, hat es, nach einer Untersuchung des Herrn Schweizer, Direktors der Moskauer Sternwarte, zu schließen, durch sinnreiche Konstruktion und vortreffliche Ausführung dahin gebracht, daß der Gang seines electrischen Chronometers dem eines guten gewöhnlichen Box-Chronometers gleichkommt. Nur schade, daß soviel tüchtige Arbeit auf ein durchaus unpraktisches Problem verwendet ist, denn Box-Chronometer sind ja für See- und Landreisen bestimmte Präcisions-Uhren, und uns ist keine genügend konstante Batterie bekannt, welche das Reisen zur See oder zu Lande verträge. Die neben dem Chronometer ausgestellte Batterie macht auch wohl nicht ernsthaft diesen Anspruch; ging doch der Chronometer sogar in der Ausstellung mit einer andern, im Schrank verborgenen Batterie.

Viel höher schätzen wir das aus derselben Abhandlung des Herrn Direktors Schweizer zu entnehmende Verdienst des jungen polnischen Künstlers, an gewöhnliche Chronometer und Pendel-Uhren electrische Vorrichtungen, sogenannte „Unterbrecher“ anzubringen, welche es gestatten, [illegible] Sekunden derselben, sei es auf sogenannten Chronographen zu verzeichnen, sei es mehreren räumlich getrennten Zifferblättern mitzutheilen.

Und damit kommen wir zu der zweiten, unserer Meinung nach allein berechtigten Art elektrischer Uhren, deren Zweck es ist, den Gang einer sogenannten Normal-Uhr auf beliebig viele Zeigerwerke oder Registrir-Apparate zu übertragen. Raum und Zeit gestatten uns nicht, hier die vielfachen und großen Dienste zu entwickeln, welche die elektrische Registrirung der Zeit den Wissenschaften, der Astronomie und Geodäsie sowohl, als der Physik und Physiologie, geleistet hat. Wir beschränken uns darauf, zum Schluß unseres Artikels die eminent praktische Bedeutung dieser Art elektrischer Uhren zum Verständniß zu bringen.

Wenn es vor einem Menschenalter noch genügte, die Zeit auf eine Viertelstunde zu kennen, ist es in unserer Epoche der Eisenbahnen und Telegraphen nöthig, die Zeit wenigstens auf eine Minute genau zu haben. Das können aber bekanntlich selbst die besten Thurmuhren und sogenannten Regulatoren auf die Dauer nicht leisten. In Wien so gut wie in allen anderen großen Städten weiß man ein Liedchen zu singen von der kläglichen Uebereinstimmung der Stadt-, Post- und Eisenbahn-Uhren. Wie Mancher, der aus diesem Grunde den Zug verfehlt, hat schon über diesen Uebelstand geflucht.

Nun wohl, mit Hilfe der Elektricität ist es möglich, einem ganzen System von Uhren nicht nur in Bahnhöfen, Postanstalten, Börsen, großen Verwaltungsgebäuden ꝛc., sondern auch in den Straßen und auf den Plätzen der großen Städte die Genauigkeit einer unter wissenschaftlicher Kontrole stehenden astronomischen Pendel-Uhr zu verleihen und somit für die complicirte Thätigkeit großer Bevölkerungs-Centren und Administrationen eine sichere und genaue Zeitregelirung zu schaffen. Die Ausführung solcher Systeme elektrischer Zeigerwerke ist schon seit lange vielfach versucht und hatte anfangs mit mancher Schwierigkeit zu kämpfen; für Uhren-Systeme innerhalb eines und desselben Gebäudes sind dieselben schon seit mehr als einem Jahrzehnt überwunden; für öffentliche Uhren aber in den Straßen und Plätzen der Städte, welche durch Luftleitungen mit der Normal-Uhr verbunden sind, waren die Störungen durch atmosphärische Electricität ein ernstes Hinderniß, bis Hipp durch Anwendung polarisirter Magnete und besondere Construction der Anker auch diese Schwierigkeit, wie es scheint, mit vollem Erfolg überwand. Denn nicht nur sehen wir auf der Ausstellung eine Anzahl solcher elektrischer Uhren seit der Eröffnung in ununterbrochenem Gange, sondern es wurden der Jury auch amtliche Zeugnisse von Stadt- und Staatsbehörden mitgetheilt, wodurch die Thatsache beglaubigt wird, daß ganze Systeme solcher Uhren in vielen Städten, wie in Basel, Köln, Stuttgart, Dresden, Königsberg, Zürich, Neuchattel, seit Jahren ununterbrochen und regelmäßig gehen. Es scheint also, als wäre das Problem gelöst und als wäre es nicht nöthig, aus Furcht vor den früher häufigen Unterbrechungen zu dem complicirteren Mittel seine Zuflucht zu nehmen, welche man in Berlin angewendet hat und das auf der Ausstellung durch einen Hamburger Uhrmacher repräsentirt ist, nämlich überall selbstgehende Pendel-Uhren aufzustellen, deren Gang durch zeitweilige Emission eines Stromes durch die Normal-Uhr in Uebereinstimmung mit dieser letzteren erhalten wird.

Wer in einer Stadt lebt, wo man auf jedem Platze, an jedem Thurme und fast an jeder Straßenecke solche Uhren findet, welche die Zeit bis auf eine Sekunde genau angeben, weiß diese Wohlthat zu schätzen.

Kaiser Wilhelm und Bismarck in Wien.

Wien, 23. Okt.

„Haben Sie Ihn schon gesehen?“ — „Den deutschen Kaiser — versteht sich, schon drei Mal, und ganz in der Nähe.“ — „Ach was, Kaiser — Kaiser kann man alle Tage sehen — aber Ihn, den Bismarck, meine ich.“ Solches Frage- und Antwortspiel konnte man in diesen Tagen hier überall hören. „Der Bismarck!“ ist und bleibt der Held des Tages, — die gesuchteste Attraktion der Wiener. Gewiß — Kaiser Wilhelm kann heute Abend, vollkommen befriedigt über den ihm hier zu Theil gewordenen freundlichen Empfang, nach Berlin zurückkehren und sämmtliche Blätter Deutschlands, die bis zuletzt immer noch gefürchtet hatten, es werde irgend ein Mißton den Empfang des Siegers von 1866 in der Hauptstadt des Besiegten trüben, sprachen ihre Freude und Genugthuung über die glänzende und enthusiastische Aufnahme des deutschen Kaisers in Wien unverholen aus, — aber der Gefeiertere war doch Fürst Bismarck, den alle Welt sehen, bewundern, begrüßen wollte. Allein der Reichskanzler „eclipsirte“ sich (um einen treffenden französischen Ausdruck zu gebrauchen) in fast ängstlicher Weise. Fast bei allen öffentlichen Festlichkeiten fehlte Er, den die Augen des Publikums am eifrigsten suchten, — er hielt sich meist abseits und blieb, wo er nur konnte, im strengsten Incognito. Man hat die fast scheue Zurückhaltung, mit der Fürst Bismarck es vermeidet, den zahllosen Neugierigen sich zu zeigen, in verschiedener Weise gedeutet. Die Einen behaupteten, er halte fortwährend politische Conferenzen mit dem Grafen Andrassy über die brennenden Tagesfragen und habe deßhalb keinen einzigen geschäftsfreien Augenblick; die Andern schoben diese Zurückhaltung auf des Fürsten Gesundheitszustand und das demselben entspringende Bedürfniß der Ruhe, — allein der wahre Grund mag wohl der sein, daß Bismarck seinem Herrn und Kaiser die volle Glorie seines Triumphes gönnen und die öffentliche Aufmerksamkeit nicht von ihm abwenden will und sich daher so viel als möglich zurückzieht. — In Hofkreisen ist man sehr eifersüchtig auf den Schein und das Ansehen der Macht, und gar mancher allmächtige Günstling ist schon gestürzt, weil sein Glanz den seines Gebieters verdunkelte. Auch hierin zeigt der Reichskanzler sich als klugen Staatsmann und gewandten Diplomaten, der auch den kleinsten Dingen Rechnung trägt. Ueberdies ist Fürst Bismarck aber auch schon von Berlin aus gewöhnt, sich gegen die Zudringlichkeit Unberufener zu verschanzen, die ihn in Audienzen und mit Zuschriften quälen und seine kostbare Zeit unnöthigerweise in Anspruch nehmen. So oft ihm in Berlin des Unwesens zu viel wurde, flüchtete der Fürst nach Varzin und schloß sich dort hermetisch ab. Auch hier erging es dem Vielgefeierten, Vielumworbenen nicht anders, — es wurde völlig Sturm auf ihn gelaufen, und machte er sich auch persönlich unsichtbar, so konnten ihn doch selbst nicht die vier Wände seines Gemaches vor der Fluth von aufdringlichen Zuschriften schützen, die sich auch hier über ihn goß.

Die Zahl der Briefe, die unter seiner Adresse während der wenigen Tage seines Aufenthaltes im Kaiserstöck einlangten, soll sich auf viele hunderte belaufen. Er hat noch keinen einzigen derselben gelesen, nicht einen einzigen entsiegelt, aber auch keinen einzigen in den Papierkorb geworfen. Sie werden alle sorgfältig registrirt und nach Berlin mitgenommen um dort geschäftsordnungsmäßig erledigt zu werden.

Außer diesen, meist durch die Post an ihn gerichteten Briefe empfing er noch zahlreiche unversiegelte Gesuche, die ihm beim Ausfahren in den Wagen geworfen wurden. Den Inhalt dieser hat das Gerücht weiter verbreitet. Eines derselben soll „von einem Elsässer“ gezeichnet sein, der den Reichskanzler beschwört, „sich den Ruhmeskranz wahrhafter, gottähnlicher Größe zu erringen“, indem er, „in dem Augenblicke, in welchem er Oesterreich in den deutschen Reichsverband aufnimmt (!) Elsaß Frankreich zurückstellt.“ Eine Dame hat ihm einen Lorbeerkranz in den Wagen geworfen, dessen Bänder eine Papierrolle umschlangen, die ein Gedicht enthielt, welches den eisernen Kanzler als den „wahren Heiland“ feiert.

Vorgestern soll er ein offenes Billet oder eine Korrespondenzkarte erhalten haben, folgenden Inhalts: „Würden nochmals fünf Milliarden genügen, die geraubten Departements zu erlösen? Bedenken Sie: Fünf Milliarden! Jeanne d'Arc. Richten Sie Ihre Antwort an Herrn Gambetta.“

Ein alter Herr suchte bereits Samstag in dringlicher Weise zum Reichskanzler zu gelangen, und als ihm das nicht gelang, überreichte er ein „Promemoria“ zur Abgabe an den Fürsten. Er nennt sich in demselben eine „patriotischen Oesterreicher“ und „guten Deutschen,“ und als solcher legt er dem Reichskanzler ans Herz „zur Bekräftigung und Dauermachung der neugeknüpften Freundschaft Deutschlands und Oesterreichs — aus die Kriegskosten des Jahres 1866 wiederzuerstatten und zum Ersatz der in sieben Jahren aufgelaufenen „Zinsen auch Zinseszinsen pauschaliter das Defizit der Weltausstellung zu decken.“

„Auch ein „offenes Dankschreiben,“ welches „ein Veteran“ dem Reichskanzler übersandte und verschiedenen Personen in Abschrift zeigte, ist erwähnenswerth. In demselben wird proponirt, „die Verbrüderung und Waffengemeinschaft der österreichisch-ungarischen und deutschen Reichsarmee“ dadurch zu manifestiren und zu stärken, daß man beide Heere gemeinsam alljährlich „große Waffenübungen und Feldlager abhalten läßt,“ und zwar abwechselnd, ein Jahr in Oesterreich-Ungarn, ein Jahr in Preußen-Deutschland.“

Auch der elektrische Draht wird recht stark von Personen in Anspruch genommen, die „Ihm“ etwas Dringendes zu sagen haben. Ein „Medizinä Doctor und Magister der Geburtshilfe“ in Steiermark hat ihm telegraphirt: „Eine glückliche Eingebung machte mir die Mittel klar, den allgemeinen Weltfrieden ein für allemal und sicher zu begründen. Auf telegraphischen Ruf eile sonach nach Schönbrunn zur Konferenz.“

Ein anderer Mediziner, der in Mähren daheim ist, ist schon mehr beim Leisten geblieben. Er erbietet sich, „gestützt auf tausendfältig bewährte Erfahrung,“ den Reichskanzler „rasch und unfehlbar“ von seinem Nervenleiden zu befreien. Von gleich theilnehmender Gesinnung für ihn erfüllt ist eine Dame im Banat, die dem Fürsten ein Rezept telegraphirt, welches bei ihrem Gatten, „der eben so nervenleidend war, wahre Wunder wirkte.“

Aus Lemberg ist ihm folgendes Telegramm gesandt worden: „Wo Bismarck jetzt weilt, da blutete einst Polen, um Deutschland zu retten. Soll Deutschlands größter Sohn deß' uneingedenk bleiben?“ Aus der gleichen Stadt soll aber auch folgende Depesche unter des Fürsten Adresse eingelangt sein: „Unblutige Lösung orientalischer Frage besteht in Gründung jüdischen Reiches. Auf Drahtbefehl komme gleich nach dort wegen Besprechung.“

Auch aus Wien selbst wird an ihn telegraphirt. Hier eine dieser Depeschen: „Durchlaucht! Im Jahre 70 bekam ich eine Kantorstelle in Warschau. Ihr Krieg mit Frankreich brachte mich um dieselbe. Ich bin noch heute vakant. Verschaffen Sie mir die Stelle wieder. Telegraphiren Sie an den Kaiser von Rußland, er soll sorgen.“

Eine andere Depesche: „Die kleine Lilli möchte den Bismarck sehen. Wo kann sie es?“

Die Zahl der Briefe, Gesuche und Telegramme, in welchen um Berücksichtigung bei eventuellen Ordensvertheilungen gebeten wird, ist natürlich Legion und zu ganzen Bergen häufen sich die Dedikations-Exemplare von „Gedichten“ und sonstigen verkannten literarischen Produkten, die ihm überschickt werden. Auch die Zahl der Zeitungsnummern, die unter Kreuzband ihm zugehen, ist beträchtlich. Alle natürlich mit angestrichenen Stellen. Ein hiesiges Wochenblatt befand sich darunter, auf dessen Rand roth geschrieben stand: „Merk's Usurpator!“ und roth waren auch die Stellen angestrichen, welche bewiesen, daß für dieses Blatt der Kaiser von Deutschland nach wie vor nur der „König von Preußen“ blieb.

So ist es denn nicht zu verwundern, wenn der Reichskanzler die Kundgebungen aufdringlicher Aufmerksamkeit scheut, das große Publikum vermeidet und a la Harun al Raschid Wien's Sehenswürdigkeiten und die Ausstellung nur incognito besucht. Aber wie schwer ist es für einen Bismarck unerkannt zu bleiben. So fuhr er im einfachen Civilanzuge mit einem gewöhnlichen Fiaker, den er auf der Ringstraße genommen hatte, nach der Weltausstellung. Am Westportale angekommen, sprang er aus dem Wagen und reichte dem Kutscher eine Fünf-Gulden-Banknote. Schmunzelnd dankte der Fiaker, meinte aber in seiner ihm zur Natur gewordenen Trinkgeldmanie: „Einen Einser könnten Ew. Durchlaucht wohl noch als Trinkgeld dazu geben.“

„Wie, Du kennst mich?“ fragte Bismarck erstaunt. — „Nu,“ lachte der Fiaker, „ich werde Durchlaucht nicht kennen.“ — „Aber woher?“ fragte der Fürst. — „Nu! aus dem „Kladderadatsch“ und aus dem „Kikeriki,“ platzte lachend der Kutscher heraus; jetzt lachte auch Bismarck, gab dem echten „Wienerkinde“ noch einen Fünfguldenschein und verlor sich dann in dem Ausstellungsraum.

Gestern traf es sich, daß er auf seiner Incognito-Wanderung durch die Hallen des Industrie-Palastes plötzlich mit dem Kaiser Wilhelm zusammen traf. Von diesem herzlich begrüßt, mußte er sich natürlich dem Gefolge anschließen, aber so rasch als thunlich trennte er sich davon und durchwanderte allein und unerkannt die Galerien. Es gelang ihm dies auch über alle Erwartung, da das Publikum ihn in der Begleitung des Kaisers wähnte und diesem nachströmte, während Bismarck die französischen Bronzen und die italienischen Bildhauerarbeiten mit gründlicher Aufmerksamkeit studirte. Besonders von den lieblichen Kindergruppen vermochte er sich gar nicht zu trennen und vor dem kleinen, reizenden Meisterstücke: La preghiera sforzata, — das erzwungene Gebet — blieb er fast eine Viertelstunde, das lebenswahre, schmollende und schläfrige Kind betrachtend, das, schon im Hemdchen, vor dem Schlafengehen sein Gebet hersagen soll und halb vor Trotz nicht will und halb vor Schläfrigkeit nicht kann. — So besah sich Bismarck, unerkannt, ungestört und von keinen Ausstellungs-Ciceronen belästigt, die Ausstellung nun schon drei Mal und zeigte sich schließlich befriedigt und erfreut. — Seinen ersten Besuch, der vorzüglich der amerikanischen Abtheilung galt, erzählt der geistreiche Arnold Hilberg in amüsanter Weise. Kaiser Wilhelm war mit dem Kaiser Franz Joseph auf die Jagd nach Linz gefahren, — dazu war das Wetter kalt und regnerisch und die Praterallen waren leer und wie ausgestorben, und nur ein kleines standhaftes Häuflein Derer, denen „der Bismarck nicht auskommen“ darf, hielt kältetrotzig und wettermuthig vor der Rotunde, in der Rotunde die Bismarck-Wacht, im Winterrock, in den Plaid gewickelt, in die erstarrten Finger pustend, mit den erfrorenen Beinen auf- und niederstapfend. Und so harrten sie mit frostgerötheten Nasen und steinhart gewordenen Ohren von der Frühe bis an den Abend aber „Er“ kam nicht! Equipage um Equipage, Hofwagen um Hofwagen rollte durch das Kaiserthor, die Kronpring von Dänemark, der Kronprinz Rudolf waren gekommen, — aber „Er“ blieb ferne. Das Nebelhorn ertönte, die Rollportieren rasselten nieder und verzweifelt und grimmverzehrt schleppten sich die Armen heim. „Der Bismarck war nicht da!“

Der grimmige Hagen von Tronje aber sah diese Leiden, diese Qualen, diese Pein, sah sie frieren und starren und schritt ungerührt und unbewegt unter der Tarnkappe tiefsten Inkognitos an den Frostgemarterten vorüber. Nicht durch das Kaiserthor hielt der Aufrichter und Zertrümmerer von Kaiserthronen seinen Einzug, und nicht mit Vorreitern und im Prunkwagen fuhr er in den Prater. Ein schlichter Fiaker brachte den Reichskanzler vor das Westportal. Im dunklen Paletot, einen Cylinderhut auf dem Kopfe, trat er an das Tourniquet, zahlte die fünfzig Kreuzer und trat in die Halle. Niemand hatte ihn erkannt, nicht der Kutscher, der ihn brachte, nicht der Kassirer, der ihn einließ. In der ganzen Reckenhaftigkeit seiner Hünengestalt richtete er sich auf, als er das Drehkreuz durchschritten hatte, und blickte um sich. Er ging links und blickte aus, schließlich vergeblich. Wie Unmuth zuckte es um seine Lippen. Raschen, dröhnenden Schrittes ging er dann rechts und eilte da nach raschem Umblick in die Nische, welche das wunderbare Produkt amerikanischer Skulptur, „Die schlafende Schönheit“ verbirgt. Ein breitschultriger, älterer Mann stand dort seit einer halben Stunde in Anschauung dieses Kunstwerkes versunken. Bismarck trat auf diesen Kunstenthusiasten zu und tippte ihm auf die Schulter. Der wandte sich um, nickte mit dem Kopfe, steckte die Hände in die Paletottaschen und schritt an des Reichskanzlers Seite her, mit großer Beharrlichkeit die rechte Hand in der Rocklatze hielt, während die Linke mit einem Regenschirm balancirte.

Die Beiden gingen eilig, das Auge Bismarcks betrachtete alles im Fluge und fand nur da und dort einen Gegenstand, der ihn zum Verweilen, zu genauerem Besehen einlud. Ansehnlich war allerdings die Zahl dieser Gegenstände, die ihn fesselten und mannigfaltig ihre Art. Wohl verrieth sich der Staatsmann, der Gutsherr in diesem an den Tag gelegten Interesse; der hochgebildete, wissensreiche, weitausblickende Geist ließ sich auch erkennen, aber auch eine Tiefe und Weichheit des Gemüthes bekundete es, die Niemand in dem herkulischen, knorrigen Mann vermuthet hätte, am allerwenigsten der, der wußte, wer dieser Mann war. Die Zahl derer, die es wußten, war gering und die respektirten das Inkognito und gingen mit leichtem Gruß an ihm vorüber oder folgten ihm unauffällig in gemessener Entfernung, einander verständnißinnige Blicke zuwerfend.

Der Rundgang begann mit der amerikanischen Nordgallerie. Vor der großen Baumwolltrophäe machte er zuerst halt. Der unbekannte Begleiter des Fürsten bemerkte: „Ein Monument gewaltiger Macht; ‚Cotton is king.‘“ Bismarck lächelte ironisch. „Sagen Sie: ein Denkmal entschwundener Macht. Die Baumwolle ist nicht mehr König, der gewalkte Baumwollfetzen, das Papier ist's. Allerdings, fügte er nach einer Pause im Weiterschreiten hinzu, ein geschlagener König.“

In Brasilien blieb er vor den Zigarrenkistchen stehen. „Kann man die versuchen?“ „‚Nein.‘“ „Was hat's dann für Sinn. Das Ausstellen von Weinen und Cigarren ist ja zwecklos, wenn man sie nicht versuchen darf.“ „‚Die Weine können versucht werden: es besteht eine Kosthalle dafür.‘“ „Es sollte für das Tabak- und Cigarrenproben eine Rauchhalle bestehen.“ „‚Das Monopol läßt das nicht zu; auf einer Weltausstellung in Berlin wird man's einführen können.‘“

„Woh', wenn wir bis dahin nicht auch das Tabaksmonopol haben.“ Sie gingen zurück durch den Transept in die amerikanische Südgallerie. Dann in den amerikanischen Nähmaschinenhof. Die Minnesota Ausstellung fesselte ihn gleich beim Eintreten. Er ließ die Körner der ausgestellten Zerealienproben durch die Finger gleiten. „Wunderbar, das müssen lauter ausgesuchte Körner sein, durchgehends können sie nicht so groß gedeihen.“ „‚Schade, daß der Explikator nicht da ist, er würde Sie vielleicht an sich interessiren; es ist Corvin!‘“ „Durchaus nicht.“ Bismarck wandte sich rasch um. Gegenüber befindet sich der kleine Verschlag, in welchem amerikanische Knaben ein Blättchen „The American Youth“ redigiren und drucken. Dort hielt er wieder. Er ließ sich von einem der jugendlichen „Editors“ ausführlich über den Journaldilettantismus in Amerika berichten und ging dann schweigend in den Transept zurück.

Vor der Vitrine Hancock's blieb er stehen und betrachtete die Juwelen der Kaiserin Eugenie. Er wandte sich zum Juwelier: „Ich bitte, sind diese Juwelen Ihr Eigenthum, oder Ihnen bloß zum Verkaufe übergeben?“ „‚Unser Eigenthum.‘“ Er schritt weiter in die indische Galerie und durch die Expositionen der Kolonien und die Thüre hinaus. „Diese englische Kolonienausstellung“, bemerkte er an der Thüre, „ist nicht interessant. Sie zeigt uns nur die Natur dieser entlegenen Länder, aber von der Kunst, große Gebiete mit geringer Macht festzuhalten und zu beherrschen, davon zeigt sie nichts.“

Er ging dann in die westliche Agrikulturhalle, die er aufmerksam anblickend, aber ohne wenig stehen zu bleiben, durchschritt. Von da begab er sich in die Maschinenhalle, die er in gleicher Weise durchging. Nur ein paar Holzbearbeitungsmaschinen und Zirkularsägen, die er mit der Sachverständigenmiene eines gewiegten Holzhändlers prüfte, brachten ihn hier zum Stehen. Er trat durch den Osteingang aus der Halle und ging zum Pavillon der additionellen Ausstellung. Die Sammlung von Reliquien aus der guten alten Zeit schien auf ihn einen großen Eindruck zu machen. Er besah Alles genau und bemerkte dann mit einem tiefen Seufzer: Das war eine schöne Zeit stillzufriedenen Insichversenkens; kein Spiegel zeigte damals das Bild der Zukunft, unserer sturmvollen Gegenwart.“

Er betrat die japanische Gallerie. Mit regem Interesse, oft heiter lächelnd, besah er die Exposition. „Na, mit dem Orient uns zu beschäftigen, ist noch im zwanzigsten Jahrhundert frühe genug.“ Er trat in den türkischen Transept. Vor dem Bosporusplan blieb er stehen. Er bestieg die Treppe nicht; er konnte dieses erhöhten Standpunktes wohl entrathen. Er betrachtete den Plan genau; erhobenen Fingers zog er in der Luft Linien, sein Auge belebte sich, die Lippen bewegten sich und mit immer gespannterer Aufmerksamkeit betrachtete er das plastische Gemälde. Ein ordengeschmückter Türke war herangetreten und — hatte ihn erkannt. „Excellence!“ rief er, sich tief neigend, aus. Bismarck blickte ihn strenge an: „Pardon Monsieur, je ne suis pas une excellence.“ Der Türke verneigte sich und trat zurück. Ein paar andere festgeschmückte Muselmanen hinzu. Sie begannen zu flüstern. Der Name Bismarck schwirrte im Wispertone durch die Luft, man begann sich um den großen Unbekannten zu sammeln. Er trat rasch zurück und eilte mit großen Schritten dem Ostportale zu und von diesem zur Kunsthalle. Aber das Inkognito war gelüftet, durch die Kunsthalle flog die Losung „Bismarck“ und von rechts und links strömte alles in den Mittelsaal, den er betreten hatte. Er betrachtete Piloty's Triumphzug des Germanicus.“ Da schallte es aus einer Ecke „Hoch“!

Der Saal wiederhallte bald von dem Ruf: „Hoch Bismarck!“ Aergerlich blickte der Fürst sich um, nahm seinen Begleiter unter den Arm und trat rasch in's Freie. Eiligen Schrittes gingen sie rechts, bestiegen den Tramwaywaggon und fuhren zum Westende, durch das Thor bei der Maschinenhalle verließ Bismarck die Ausstellung und fuhr in's Künstlerhaus.

Die Transepte und Hallen aber durchschwirrte das Gerücht: „Und endlich war er da.

Lassen Sie mich hier auch erwähnen, daß sich die französischen Aussteller eines Besseren besonnen und den deutschen Kaiser mit weltmännischer Courtoisie empfangen haben. Als er bei dem zweiten Besuche sich der französischen Abtheilung näherte, entstand wohl einige Aufregung, — zwei oder drei der enragirtesten Patrioten machten wohl Anstalten ihre Kästen schnell zu verhängen, aber der französische General-Commissär Mr. Sommerard und mehr noch die mißbilligende Haltung des zuschauenden Publikums ließen sie von diesem thörichten Beginnen wieder abstehen. Der Rundgang des deutschen Kaisers durch die französischen Gallerien fand ohne Störung Statt. — Die Aussteller standen bei ihren Etalagen und verbeugten sich ehrfurchtsvoll und nur eine kleine französische Verkäuferin rief mit funkelnden Augen halblaut aus: „Pauvre petite France! Voilà le grand Empereur Allemand!“ — Trotzdem hatte sich im Industrie-Palast und von da in der Stadt und selbst in der Presse das Gerücht verbreitet, daß anläßlich des Besuches des Kaisers Wilhelm in der französischen Abtheilung der Welausstellung einige Aussteller ihre Kästen verdeckt hätten. Ueber Ersuchen des General-Kommissärs Frankreichs bei der Wiener Weltausstellung konstatirte die offizöse „Wiener Abendpost,“ daß obige Behauptung vollständig falsch ist, indem der Kaiser von Deutschland von den französischen Ausstellern mit aller Courtoisie empfangen wurde. Es ist dies auch von Seiten des Generals-Kommissärs des deutschen Reiches offen anerkannt worden.

Zu spät!

Erzählung von

Alphons Gr. Ballestrem.

Am 31. December 1865 war, wie alljährlich, großer Maskenball bei Kroll.

Ich war gegen Abend in Berlin mit längerem Urlaub eingetroffen, und mein Freund, bei dem ich Quartier genommen, hatte mich leicht genug beredet mit ihm jenen Ball zu besuchen.

Nur durch einen glücklichen Zufall erhielt ich noch ein Maskenkostüm. Ein eleganter Griechenanzug, der für einen plötzlich erkrankten Kameraden vollständig neu angefertigt war, wurde mir noch in letzter Stunde angeboten und natürlich dankend acceptirt.

Als ich gegen 10 Uhr das Kroll'sche Lokal betrat, waren die großen, hellerleuchteten Säle schon dicht gefüllt; eine bunte Menschenmenge in den Kostümen aller Länder und Zeiten drängte sich hin und her, und das Fest war im vollen Gange.

So bunt diese Gesellschaft von der Außenseite aussieht, ebenso bunt ist sie zusammengesetzt aus den Leuten der verschiedenartigsten Stellungen. Der Sylvesterball bei Kroll hat für alle jungen Leute in Berlin eine ungeheure Anziehungskraft, und schon lange vorher werden die Vorbereitungen dazu getroffen.

Da findet man Commis, Studenten, Offiziere, Diplomaten und Kaufleute, welche heute, unter der gleichberechtigenden Maske sich zusammen amüsiren, während das schöne Geschlecht durch Grisetten, Ladenmamsells, Schauspielerinnen, Balletttänzerinnen und alle Diejenigen vertreten ist, welche auf Amorsflügeln leicht durchs Leben dahinschweben.

Aber auch manche Dame aus der „Gesellschaft“ legt an jenem Abend ihren Stolz bei Seite und sucht von Neugier oder Eifersucht getrieben unter der schützenden Maske jenes bunte Treiben auf, um auch einmal unerkannt von dem verbotenen Apfel der Freude zu kosten oder den treulosen Geliebten oder Gatten auf frischer That zu ertappen.

Wehe ihr aber, wenn sie nicht weiß, daß um Punkt zwölf Uhr eine obligatorische Demaskirung eintritt! Unbarmherzig reißt ihr der nächste Harlequin die Maske vom Gesicht und sie kann sicher sein, erkannt zu werden.

Ich hatte mich glücklich bis in den großen Saal, wo eben eine Quadrille getanzt wurde, vorgedrängt, stellte mich hier auf die Estrade, und sah dem bunten Treiben im Saale zu.

Ich war mehrere Jahre nicht in Berlin gewesen, und deshalb jenem großstädtischen Treiben etwas entfremdet worden. Alle meine Bekannten amüsirten sich heut an der Seite ihres Mädchens, nur ich war allein, und fing bald an, mich trotz der großen Menschenmenge zu langweilen.

Da bemerkte ich, wie gerade unter mir, ein Harlequin in etwas zudringlicher Weise einer Maske seine Gesellschaft aufdrang. Diese wich ihm aus und eilte endlich, da der Harlequin sie unten nicht durchließ, die Treppe zur Estrade hinauf, und gerade auf den Platz zu, auf welchem ich stand; ich sah wie die Maske, eine Griechin in ähnlichem Kostüm, als ich selbst trug, ängstlich sich nach einem Ausweg umblickte und sichtlich von der Zudringlichkeit beängstigt war.

Rasch entschlossen trat ich deshalb der Verfolgten entgegen und rief ihr zu:

„Nun endlich finde ich dich! Was hat dich so lange aufgehalten?“

Dabei nahm ich die von meinem plötzlichen Dazwischentreten noch mehr Erschreckte an den Arm und führte sie zu einer Bank die etwas abseits in einer Blumengrotte stand. —

Der Harlequin, der sowohl nach meiner Ansprache, als auch wegen meines ähnlichen Kostüms glauben mußte, daß die Griechin zu zu mir gehöre, machte nun baldigst Kehrt und verschwand unter den anderen Masken, während ich bemüht war, meine kleine Landsmännin zu beruhigen.

„Entschuldigen Sie mein dreistes Einmischen,“ redete ich sie an, nachdem sie sich gesetzt hatte, — „ich sah, daß Ihnen der Harlequin gegen Ihren Willen folgte, und glaubte Ihnen einen Gefallen zu thun, wenn ich dazwischen trat.“

Da mir darauf keine Antwort wurde frug ich: „Sind Sie mir böse, daß ich so unberufen Ihnen zu Hülfe eilte?“

„O gewiß nicht,“ antwortete sie endlich mit schüchterner Stimme, „schon seit einer halben Stunde folgte mir jener Unverschämte auf Schritt und Tritt, und Ihnen verdanke ich so, daß ich von ihm befreit wurde; freilich“ — und dabei klang ihre Stimme etwas sicherer und schalkhaft — „weiß ich nicht, ob ich hierbei nicht aus dem Regen in die Traufe gekommen bin?“

„Nennen Sie es immerhin, wie es Ihnen beliebt, meine Schöne“ — antwortete ich schnell — „wenn ich nur die Hoffnung habe, daß Sie ein wenig in dieser Traufe aushalten wollen. — Sie sehen, ich bin ein vereinsamter Grieche, dem das Schicksal noch keine Gefährtin beschieden hat, und der sich daher auf das Angenehmste überrascht sah, als ihm Fortuna in Gestalt des dreisten Harlequins eine so reizende Landsmännin zuführte.“

„Sie malen Fortuna in einer wunderbaren Gestalt,“ entgegnete sie lachend, „und sind in Ihren Hoffnungen ein wenig voreilig.“

Da sie aber hierbei auch nicht die geringsten Anstalten traf auch mir wieder entfliehen zu wollen, setzte ich mich endlich neben sie und versuchte nun über meine kleine Griechin etwas Näheres zu erfahren. — Aber nur ausweichende und neckisch beantwortete sie meine Fragen; jedoch erfuhr ich, daß sie allein hier sei. Aus ihrer Sprache und Manieren merkte ich sehr bald, daß sie einem anderen Kreise von Damen angehöre, als wie hier in der Regel zu verkehren pflegte und es schien mir unzweifelhaft, daß ich eine jener Damen vor mir hatte, deren ich weiter oben erwähnt habe.

Ihre Gestalt war fein und zierlich. Ein rothes, goldgesticktes Jäckchen schmiegte sich eng an die feine Taille, der kleine Fuß in rothem Pantoffel, und die schmale Hand von einem eleganten Handschuh bedeckt, hatten jene Form, die man nicht mit Unrecht als „aristokratisch“ zu bezeichnen pflegt, und unter der griechischen Mütze flossen zwei lange braune Zöpfe hervor, welche durch ihren lebendigen Glanz ihre Echtheit bekundeten.

Durch eine undurchdringliche Halbmaske mit dicken Spitzen besetzt, war ihr Gesicht vor jedem neugierigen Blick geschützt und nur zwei große braune Augen verriethen durch ihr munteres Blitzen, daß ihre Besitzerin jung und lebenslustig sei.

Endlich nach vielem Zureden ließ sie sich von mir durch die weiten Säle führen. Meine Bitte, mich wenigstens einen Blick unter ihre Maske thun zu lassen, lehnte sie lachend mit dem Bemerken ab, daß ich, alsdann enttäuscht, sie jedenfalls bald verlassen würde, da sie aber meine Gesellschaft noch weiter in Anspruch nehme, so thäte ich besser von meinem Wunsche abzustehen.

Ich tanzte trotz des großen Gedränges mit ihr, und als ich sie in meinem Arm hielt, und ihre kleine weiche Hand in der meinen lag, überkam mich ein eigenes seltsames Gefühl!

Wohl trägt bei einem Maskenballe das angewohnte phantastische Kostüm, die schallende Musik und der Lichterglanz viel dazu bei, die Einbildungskraft zu erregen, als ich aber jetzt meinen Arm um ihre schlanke Taille legte, und in einem schnellen Galopp mit ihr dahinflog, durchzuckte mich jener wonnevolle Schauer, den wohl der Mann empfinden mag, wenn die Geliebte seines Herzens sich eng an ihn schmiegt!

Mein Interesse für die Unbekannte war auf's Höchste gestiegen und dringend bat ich sie, mir zu sagen, wo ich Sie einst wiederfinden könne.

„Suchen Sie mich,“ war ihre Antwort, und dabei glänzten die großen braunen Augen wie zwei Sterne aus der schwarzen Maske hervor.

„Wie soll ich Sie finden, wenn ich gar keinen Anhaltepunkt habe! Lassen Sie mich wenigstens einmal unter die abscheuliche Maske sehen, damit ich doch weiß, wie diejenige aussieht, die mir Herz und Ruhe geraubt hat.“

Aber die kleine Spröde schien unerbittlich; ich führte sie wieder nach jenem Sitzplatz in der Blumengrotte, und ich weiß nicht, war es Zufall oder Absicht, an einem Orangenbaum, mit dem die Treppe dekorirt war, blieb sie mit dem Haare hängen, und indem sie sich loszumachen suchte, löste sich ihre Maske, und ich erblickte ein Gesichtchen, wie es nur zu jener zierlichen Figur, zu jenen braunen Augen passen konnte, und das ich nie vergessen werde!

Aber nur einen Moment war es mir vergönnt jene lieblichen Züge zu schauen! Ein helles Roth färbte ihre Wangen, ein Blick jener großen braunen Augen traf voll die meinigen und schon war die schwarze Maske, die mir nie geschmackloser als jetzt vorkam, wieder vorgebunden.

Ich führte sie zu ihrem Platze, und noch berauscht von dem, was ich gesehen, mag meine Sprache, die früher in übermüthiger Laune übersprudelte, wohl anders, gefühlter gelungen haben, als ich zu ihr sagte:

„Jetzt, wo ich einen kurzen Blick in Ihre schönen Augen gethan habe, muß mein Wunsch, Sie mein Fräulein näher kennen zu lernen, natürlich noch reger sein, als er es vorher war, ich bitte Sie deshalb noch einmal inständig mir zu sagen, wie und wo ich Ihre Bekanntschaft fortsetzen kann?“

Sie sann eine Weile nach, dann sagte sie ernst aber freundlich:

„Wenn Ihr Interesse an mir wirklich wahr ist, so dürfen Sie nie nach mir forschen. Sollte es der Zufall fügen, daß Sie mir einmal wieder begegnen, und ich würde mich über diesen Zufall freuen, so bitte ich Sie, durch Nichts zu verrathen, daß Sie mich kennen. Ich bin einer übermüthigen Laune gefolgt und heute hierher gekommen. Sie waren so freundlich sich meiner anzunehmen und haben mich angenehm unterhalten. Ich habe mich heute besser amüsirt als bei — als anderswo, und ich werde gern an diesen Abend zurückdenken. Aber kein Mensch darf ahnen, daß ich hier gewesen bin, und deshalb bitte ich Sie, mich jetzt zum Ausgange zu führen, denn bald ist es zwölf Uhr und ich möchte um Alles in der Welt nicht mich hier demaskiren!“

Ich hielt sie noch einmal zurück und bat und flehte mir wenigstens eine leise Hoffnung zu geben! Meine Maske hatte ich der Hitze wegen längst abgelegt und so mochte der Ausdruck meiner Augen sie wohl überzeugen, daß meine Worte aus dem Herzen kämen, genug, sie versprach endlich, wenn es ihr irgend möglich sei, heute übers Jahr wieder nach Kroll zu kommen.

Ein Jahr! Das war fast so schlimm wie nie! Aber es war ein leiser Hoffnungsstrahl und er gab mir die Gewißheit, daß auch sie an mir ein wenig Interesse nahm.

Auf ihr wiederholtes Bitten führte ich sie jetzt zum Ausgange. An der letzten Saalthüre blieb sie stehn, bat mich ihr nicht weiter zu folgen und reichte mir die kleine Hand zum Abschiede.

Ich bat sie zum Andenken um eine Schleife aus ihrem Haar, aber indem sie mir versicherte, daß dieselbe zu fest eingeflochten wäre, und sie mir ihre Hand, die ich noch immer in der meinen hielt, entziehen wollte, fühlte ich, ich weiß nicht ob ich selbst es ihr herabgezogen, oder sie es mir absichtlich zurückließ, fühlte ich eines ihrer Sammetarmbänder in meiner Hand, und sie entschlüpfte durch die offene Thür.

Ich stand eine Weile da und war unschlüssig, ob ich ihr folgen solle, ging aber langsam nach dem Saal zurück, als ich mich ihrer Bitte erinnerte.

An dem Sammtbande fand ich als Rosette eine feine französische Emaille, umgeben von einem Kranze von Diamanten und Rubinen. So werth mir auch das Andenken selbst war, so fühlte ich mich doch peinlich überrascht von dem Reichthum desselben, da es ja immerhin möglich war, daß es ihr nur unbewußt entglitten sei, ich wollte ihr nacheilen um es ihr wiederzugeben, aber nirgend war sie mehr zu finden, und so mußt ich es wohl behalten, bis ich es ihr — vielleicht im nächsten Jahre — zurückerstatten konnte.

Mein Freund saß im Kreise froher Zecher und lustiger Mädchen in einem kleinen Zimmer; ich ließ ihn sitzen und fuhr nach Hause, denn ich wollte allein sein mit meinem Gedanken und dem lieblichen Bilde meiner Griechin.

* * *

Ein Jahr war vergangen und wieder war am 31. December bei Kroll wie gewöhnlich Maskenball.

Schon um 9 Uhr war ich diesmal zur Stelle und wartete auf sie, an die ich im verflossenen Jahr so viel gedacht hatte und deren Bild mir so frisch noch vor der Seele stand, wie dazumal, als ihr die Maske entfiel, und ich in ihr erröthendes Gesicht blickte.

Oft genug hatte ich seit der Zeit versucht, mir das thörichte meiner Hoffnungen vorzustellen, aber immer wieder gewann der Glaube in mir die Oberhand, daß auch sie meiner nicht vergessen habe, und am bestimmten Tage erscheinen werde. So war ich denn wieder nach Berlin gekommen und erwartete jetzt sehnsüchtig ihr Erscheinen. — Schon war es halb zwölf geworden, aber von meiner Griechin war Nichts zu sehen.

Traurig und mißvergnügt hatte ich mich auf jene Bank in der Blumengrotte zurückgezogen, auf der ich dazumal mit ihr gesessen; ich wagte nicht mehr zu hoffen, daß sie noch kommen würde und wollte das Lokal bald verlassen, denn das lustige Treiben um mich herum paßte wenig zu meiner Stimmung.

Da trat auf einmal ein schwarzer Domino an mich heran, und frug, ob ich im vorigen Jahre auch hier gewesen wäre.

„Was geht Sie das an?“ fuhr ich den Schwarzen an, und stand auf, um den Saal zu verlassen.

„Nun, dann habe ich auch Nichts an Sie auszurichten,“ entgegnete er, und wendete sich ab.

„Sie haben mir etwas auszurichten?“ rief ich ihm zu, und ein Hoffnungsschimmer leuchtete in mir auf.

„Zuerst einige Fragen,“ entgegnete er, „Sie waren im vorigen Jahre am Sylvesterabend hier bei Kroll?“

„Ja, gewiß war ich hier.“

„Was trugen Sie für ein Kostüm?“

„Dasselbe was ich heute trage.“

„Erwarten Sie hier Jemanden?“

„Gewiß! Eine Dame, die mir vor einem Jahre versprach, mich heute wieder hier zu treffen.“

„Haben Sie von dieser Dame dazumal Etwas zum Andenken erhalten?“

„Ein Armband, hier ist es.“ Damit zog ich jenes schwarze Sammtband mit der Emaille-Rosette hervor, und zeigte es ihm.

„Dann habe ich Ihnen von dieser Dame einen Gruß auszurichten,“ sprach der Schwarze. „Sie läßt Ihnen sagen, daß es ihr Leid thut, ihr Versprechen nicht erfüllen zu können, hier dieser Brief wird Ihnen das Weitere sagen.“

Damit zog er ein kleines Brieschen aus seiner Brusttasche und reichte es mir hin, sich selbst zum Gehen wendend.

Auf das Freudigste überrascht wollte ich eben darnach fassen, da tanzten zwei bunte Harlequins zwischen mir und dem schwarzen Domino hindurch und ihnen nach ein ganzer Zug anderer Masken. Ich sah, wie der Brief zur Erde fiel, in dem allgemeinen Gedränge kam er mir aus den Augen, und als endlich der Zug vorüber war, konnte ich weder meinen Brief noch den schwarzen Ueberbringer auffinden.

Ich suchte und suchte den ganzen Saal ab, aber der Brief blieb verschwunden. Es mußte Jemand ihn gefunden und behalten haben. —

In Verzweiflung über mein Mißgeschick setzte ich mich noch einmal an jenen Platz, wo ich sie einst gefunden und dann nach jahrelangem Warten wieder verloren hatte.

So saß ich noch, als schon die letzten Masken den Saal verließen, und hätte wohl noch lange in Trauer versunken so dagesessen, wenn mich das Erlöschen der Lichter nicht daran erinnert hätten, daß es Zeit sei, heimzugehen.

* * *

Die Wintersaison von 1869 war eine der glänzendsten, welche Berlin je gesehen hat.

In der französischen Botschaft, beim Grafen Benedetti war großer Ball.

Die prächtigen Säle glänzten im hellsten Kerzenlichte, und die größte Pracht war in den hohen Räumen entfaltet, denn der König, und alle Prinzen und Prinzessinnen hatten heute dem Botschafter die Ehre ihres Besuches gegeben.

Der ganze Hof, die Diplomatie, Offiziere der Garnison und Koryphäen der Kunst und Wissenschaft waren geladen.

Die Damen waren in großer Hoftoilette, und ihre Diamanten blitzten um die Wette mit den Sternen und Orden der Cavaliere.

Ich stand in dem großen Saale an einer Säule gelehnt und ließ die Vorbeitanzenden Revüe passiren.

Eine schöne junge Dame fesselte besonders meine Aufmerksamkeit.

Sie trug eine blausammtne Tunika, mit großen Diamantbouquets gerafft, über einem Kleide von weißem Atlas mit langer Schleppe. Den blendend weißen Hals schmückte eine Reihe von Perlen und ein ebensolcher Schmuck war durch ihr reiches braunes Haar geflochten.

Sie war einige Male bei mir vorbeigetanzt und stand jetzt, nicht weit von mir mit einem älteren Herren, der das Großkreuz des rothen Adlerordens trug, im Gespräche.

„Wo habe ich jene Dame doch schon gesehen?“ frug ich mich selbst, konnte aber mit mir nicht einig werden.

Ich suchte einen bekannten Kammerherrn auf, und bat mich vorzustellen.

„Ah, auch Sie?“ lachte derselbe, „sehen Sie der schönen Gräfin P........ nur nicht zu tief in die braunen Augen. Es hat sich schon Mancher an deren Gluth versengt ohne Gnade zu finden.“

Ich wurde vorgestellt und bat um die Ehre einer Extratour.

Sie schlug die großen braunen Augen zu mir auf und nickte Gewährung.

Aber dieser Blick ließ mich sofort jene Augen wiedererkennen, die mir schon vor drei Jahren einmal so glückverheißend geleuchtet hatten.

Es hätte nicht noch des Schlosses an ihrem Perlhalsbande bedurft, welches das Pendant zu meiner Emaille-Rosette war, um Diejenige wiederzuerkennen, deren Bild mir noch immer vor der Seele stand, und mir so oft im Traum erschien.

Eine Weile stand ich starr vor Ueberraschung da, ehe ich die erlaubte Extratour beginnen konnte; ich tanzte nur den Saal halb durch und blieb dann stehen, ohne sie nach ihrem Platze zurückzuführen.

„Schon einmal hatte ich die Ehre mit Ihnen zu tanzen, meine gnädigste Gräfin,“ begann ich das Gespräch.

„Und wo da?“ entgegnete sie und sah mich forschend an, — „ich kann mich nicht entsinnen, obgleich mir Ihre Stimme so bekannt klingt, aber —“ und dabei stockte ihre Stimme und in kurzen Absätzen fuhr sie fort, — „wo haben Sie diese Emaille her?“

Dabei zeigte sie auf die bekannte Rosette welche sie mir vor drei Jahren gegeben, und die ich jetzt als Berloque an der Uhrkette trug.

„Ich habe sie an demselben Abend von Ihnen erhalten, wo ich, wie ich schon gesagt, die Ehre hatte, mit Ihnen zu tanzen.“

„Also Sie sind —?“

„Ich bin derjenige, welcher Sie seit drei Jahren vergebens suchte, und heut endlich wiedergefunden hat.“

„O, jetzt erkenne ich Sie,“ sprach sie und freundlich blitzten die braunen Augen wie ehedem, — „aber Sie tragen einen anderen Bart wie dazumal; freilich, es sind ja schon drei lange Jahre her, und in der Zeit hat sich viel, viel geändert!“

„Aber nicht geändert hat sich meine Gesinnung für Sie,“ fiel ich ein, „und mein Verlangen, Sie wiederzufinden und ich darf jetzt wohl —“

„O sprechen Sie mir nicht davon,“ fiel sie mir etwas streng in die Rede, „Sie haben wenig gezeigt, daß Ihnen daran gelegen war, mich wiederzufinden, sonst hätten Sie meine Einladung, bei meiner Mutter einen Besuch zu machen, nicht so mißachtet.“

Ich klärte sie über mein seltsames Mißgeschick auf, und wagte endlich, ihr in einfachen Worten zu gestehen, daß ich sie seit jenem Abend liebe, und daß ihr Besitz für mich das höchste Glück sein würde.

„Es ist zu spät!“ sprach sie langsam und ernst, und blickte mich mit den großen braunen Augen so treu an. — „Ich habe lange auf Sie gewartet, endlich dem Drängen meiner Mutter nachgegeben und vor vier Wochen dem Grafen P..... meine Hand gereicht; — morgen reise ich mit ihm nach B...., wo er Gesandter ist.“

Noch sprach sie, da kam jener ältere Herr mit dem sie vorhin sich unterhalten, machte mir eine Verbeugung und sagte:

„Sie entschuldigen meine Frau; Ihre Majestät hat soeben nach ihr verlangt.“ Damit reichte er ihr den Arm und führte sie hinweg.

Stumm stand ich da, und blickte dem Paare nach, da drehte sie sich noch einmal nach mir um, und eine Thräne, die ich in dem schönen Auge schimmern sah, belehrte mich, was ich auf's Neue, diesmal für immer verloren hatte.

* * *

Jahre sind seitdem vergangen, ich habe sie nicht wiedergesehen! Ihr freundliches Bild aber umschwebt mich noch immer wie in vergangenen Zeiten und nimmt in allen meinen Erinnerungen die erste Stelle ein.

Die Sixtinische Kapelle in Rom.

Während alles in der ewigen Stadt in einer jähen Umwandlung begriffen ist, scheint sich das altehrwürdige Institut der päpstlichen Kapelle stabil zu erhalten und so fest gefügt zu sein, daß es noch ganz anderen politischen Stürmen trotzen wird. Zwei Verordnungen der letzten sechs Jahre sind in dieser Beziehung sehr wichtig, zuerst die Abschaffung der Kastraten, jener unglücklichen Geschöpfe, deren Gesang dem Herrn der Herren nur ein Gräuel sein mußte, sodann das päpstliche Breve welches den Fortbestand der Kapelle materiell und moralisch sicher stellt.

Der Dienst der Kapelle besteht nämlich darin, bei allen gottesdienstlichen Handlungen oder geistlichen Ceremonien, wo und wann sie immer stattfinden mögen, welche der Papst entweder selbst verrichtet, oder denen er beiwohnt oder beiwohnen würde, wenn ihn nicht Unpäßlichkeit verhinderte, zu singen. Dergleichen [illegible], Fest und Ceremonientage giebt es im Jahre siebenzig bis achtzig. Proben finden, außer zu den drei Miserere's, welche jetzt in der Charwoche gesungen werden und in dem überaus seltenen Falle, wo ein neues, von einem der Kapellmitglieder gesetztes Stück einstudirt werden sollte, durchaus nicht statt.

Um in die Kapelle aufgenommen zu werden, müssen die Candidaten nicht älter als dreißig Jahre, nie in kriminelle Untersuchung gerathen und übrigens von anerkannt gutem, bürgerlichem und sittlichem Lebenswandel sein. Außerdem haben sie, wenn auch nicht Priesterweihe, doch den unverehelichten Stand nachzuweisen, müssen unverheirathet leben, die erste Tonsur nehmen und stets Soldatenkleidung tragen, letztere besteht bekanntlich in ganz schwarzem Anzuge, einem Kleide mit einer Reihe Knöpfe, schwarzer Halsbinde und dem dreieckigen niedrigen Priesterhute. In Hinsicht ihrer musikalischen Fähigkeiten müssen sie sich fünf verschiedenen Prüfungen unterwerfen. In diesen werden sowohl Schönheit, Stärke und Umfang der Stimme als ihre musikalischen Kenntnisse geprüft. Man verlangt von ihnen vollkommene Uebung im Canto firmo, im Canto figurato und einigermaßen auch im Contrapunkte. Gelehrte Musiker im eigentlichen Sinne des Wortes, wie noch im vorigen Jahrhundert, werden nicht mehr verlangt, da es der Kapelle nicht um Componisten, sondern nur um Sänger zu thun ist. Wie geübt sie in letzterer Qualität sein müssen, ergiebt sich aus der harmonischen, nicht eben melodischen Schwierigkeit der von ihnen zu singenden Werke im figurirten Style. Erwägt man, daß die Kapelle vielleicht fünf und mehrere hundert verschiedene Gesangstücke besitzt, von denen jedes in der Regel ein oder höchstens ein paar Mal im Jahre gesungen wird, und daß durchaus keine Proben stattfinden, so sieht Jeder leicht ein, daß es bei ihnen auf eine Geschicklichkeit ankommt, von der bei keinem einzigen Sängerverein des übrigen Europa auch nur ein Schatten vorhanden ist. Die künstlerische Schwierigkeit des Kapelldienstes wird noch durch Nebenumstände vermehrt. Einem uralten Gebrauche der Kapelle nämlich zu Folge wird nicht aus ausgeschriebenen Stimmen, sondern vielmehr aus einem einzigen ungeheuren Folianten gesungen, hinter welchem sämmtliche Sänger, oft zehn und mehr Mann hoch stehen, die Kleinen natürlich voraus, die Großen dahinter. Freilich sind die Noten groß, ja kolossal geschrieben, aber immerhin gehört ein gutes Auge dazu, aus so weiter Entfernung sehen zu können. Brillen zu tragen war bis vor gar nicht so langer Zeit nur den älteren Mitgliedern erlaubt: von vornherein ward überhaupt Niemand aufgenommen, der nicht vollkommen gute Augen hatte. Seit sich in der neuesten Zeit der fühlbare Mangel an guten Stimmen unabweisbar kund gegeben hat, ist man nolens volens gezwungen worden, von dieser Strenge nachzulassen, so daß selbst solche junge Leute, welche kurzsichtig sind, und sich der Brille bedienen müssen, bei sonstiger entsprechenden Qualifikation den Zutritt erhalten. An jeder Seite des Pults nun steht ein Sänger, welchem das Umblättern obliegt. Dies ist, so sonderbar die Bemerkung auch auf den ersten Blick erscheinen mag, ein wichtiges, ja höchst beschwerliches Amt. Einmal sind die hohen und dicken Blätter sehr schwer zu regieren, andererseits macht die geringe Anzahl Noten, welche auf beiden Seiten stehen, ein fast ununterbrochenes Umblättern nöthig. Ist das Blatt von dem rechts stehenden Sänger zu Hälfte umgewandt, so nimmt es der links stehende in Empfang und legt es nieder.

Die Kapelle unterhält vier Notenschreiber, Scrittori, welchen es obliegt, theils die etwaigen neuen Compositionen abzuschreiben, theils die älteren, schadhaft gewordenen wieder herzustellen. Dies geschieht auf Pergament, in großem Folioformate, welches dem Ansehen nach, anderthalb deutsche Ellen in der Höhe und eine entsprechende Breite hat. Da die Kapelle den Grundsatz aufgestellt hat (und aus oben angeführten tristigen Gründen hatten aufstellen müssen), daß eine gut geschriebene Musik schon halb gesungen sei (che musica ben scritta e mezza cantata), so ward ehemals aus dem Schreiben der Kapellmusiken eine wahre Kunst für sich oder vielmehr ein Handwerk im eigentlichen Sinne des Worts gemacht. Wie man dasselbe bewerkstelligte, davon dürfte wohl schwerlich einer unserer Leser einen Begriff haben. Wir wollen also die Procedur näher beschreiben. Jede einzelne Note und jeder einzelne Buchstabe (zum Texte) waren in dünnen Kupferblech-Platten ausgeschnitten. Letztere legte man, eine nach der andern, so wie es die Reihenfolge des Gesanges oder des Textes verlangte, auf das Pergament und überpinselte sie mit der beliebigen Farbe (schwarz, roth oder grün, je nachdem man die Noten oder Worte von einander unterscheiden wollte), dann ward die Platte aufgenommen und die Note oder der Buchstabe stand in der höchsten Vollendung auf dem Papiere.

Die Notenfolianten, aus deren einem, wie schon gesagt, jedesmal die ganze Kapelle singt, sind folgendermaßen eingerichtet. Auf jeder Seite stehen vier oder fünf Notensysteme. Beim Canto fermo, wo Alle im Unisono singen, laufen die Systeme hinter einander fort; bei mehrstimmigen Compositionen steht zuerst die erste, unter dieser die zweite Stimme u. s. w. So vielstimmig auch die Composition sein mag, so dürfen natürlich sämmtliche Stimmen die beiden Seiten nicht überschreiten.

Das Archiv der Kapelle befindet sich im päpstlichen Palaste auf Monte Capello. Der Musikschatz, welcher hier aufbewahrt wird, ist trotz des Verlustes sämmtlicher Werke aus der Vor-Palestrina'schen Zeit ohne allen Zweifel der reichste und wichtigste, welcher auf der Erde existirt. Hier sind nicht allein die Werke aller päpstlichen Kapell-Componisten in ihrer ununterbrochenen Folgenreihe, sondern auch Sammlungen der vorzüglichsten Meister aus der Neapolitanischen und Venezianischen Schule aufgestellt. Das Archiv enthält an 490 große Foliobände, über welche ein vollständiger Katalog (indice) unterhalten wird. Aber nicht genug, daß hier die wichtigsten und seltensten praktischen Produkte der neueren Kirchenmusik aufgehäuft stehen, das Archiv enthält auch eine eben so reiche und unschätzbare Sammlung literarischmusikalischer Urkunden, welche als Quellen zu einer Geschichte der italienisch-römischen Kirchenmusik benutzt werden können, wie sie sicher kein anderer Zweig des menschlichen Wissens aufzuweisen haben würde. Dies sind die Tagebücher, welche streng vorschriftsmäßig seit dem geschichtlich berühmt gewordenen Brande, von den jedesmaligen Archivaren (Puntatori) haben geführt werden müssen, und in welchen alle wichtigen politischen, musikalischen oder sonstigen Kapell-Ereignisse verzeichnet stehen. Von diesen Tagebüchern sind, wie es allgemein heißt, so viele einzelne Foliobände vorhanden, als seit 1527 Jahre verflossen sind. Man urtheile, welch ein Schatz von Nachrichten, die Geschichte der Kapelle und mit ihr die Kirchenmusik betreffend, hier vorhanden ist.

Im Aquarium.

Führer: „Hier, meine Herrschaften, sehen Sie den berühmten Tintenfisch, der, wenn er verfolgt wird, sich unsichtbar macht, indem er das Wasser mit seiner Tinte färbt. Bemerken Sie meine Herrschaften, wie er uns verdächtig anglozt und wie er jetzt einen Strahl Tinte von sich gibt?“

Fremder: „Ich sehe aber: das Wasser ist hell wie immer.“ Führer: „Ja, geschätzter Herr, das ist Alizarintinte, die wird erst drei Stunden nach dem Gebrauch schwarz.“

Sonderbar.

Papa, Papa — ich weiß eine neue Räthselaufgabe: „Weißt du, wann alle Menschen gleich sind?“

„Nun, wann sind sie gleich?“

„Der Herr Lehrer hat gesagt: Wenn sie verschieden sind.“